Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 6

Artikel: Ankunft bei Nacht. Teil 7
Autor: Rothe, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665469

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

7

HANS ROTHE

Ankunft bei Nacht

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

Aber dazu hätte ihn das Mädchen wenigstens ein einziges Mal beachten müssen. Andere Mädchen sahen, wenn sie unmotiviert zu lachen schienen, verlegen im Kreis herum, als wollten sie sich entschuldigen. Aber der jungen Südamerikanerin schien es überhaupt nicht klar zu sein, dass sie sich in Gesellschaft anderer Menschen befand. Sie lachte für sich, sie träumte für sich, sie sah eine Zeitlang zur Lampe hinauf, als sei es ihre Lampe, die heute nicht richtig brenne.

Perrier gab es auf. Halb beleidigt, halb energisch drehte er sich ab, legte sich ein Taschentuch aufs Gesicht und versuchte zu schlafen. Er konnte nicht schlafen. Trotz seiner vielen Reisen hatte er nicht gelernt, in sitzender Stellung, hin und her gerüttelt, Ruhe zu finden. Im Gegenteil, er wurde dann von Gedanken überfallen, die er beinahe als Störung seiner beruflichen Tätigkeit empfand. Er hatte soeben den Wunsch gehabt, ein paar Worte mit einem ausländischen Mädchen zu wechseln, und es war ihm nicht möglich gewesen. Er hatte bestimmt keine schlechten Absichten dabei gehabt. Ausserdem war das Mädchen bewacht. Immer werden uns Wünsche versagt! Immer gibt es Menschen, die sich zurückhalten, die sich ausschliessen dürfen, die offenbar andere Begriffe haben als man selbst. Er bildete sich wahrhaftig nichts ein. Er war kein Herzog, kein Bankdirektor, aber es gab genug Leute, die ihn beneideten, und schliesslich lebte man im 19. Jahrhundert. Es gab sogar Leute, die behaupteten, dass es keine Klassenunterschiede mehr gäbe. Mensch zu Mensch —, so hatte er es einmal formulieren gehört. Aber für diese südamerikanische «Prinzessin» war er offenbar gar nicht vorhanden. Das Taschentuch rutschte ihm vom Gesicht. Er deckte es wieder darüber und klemmte es mit der rechten Backe fest.

Er wachte auf, als er sich ans Bein gestossen fühlte, und jemand «Verzeihung» sagte. Er hatte geschlafen? Das verstimmte ihn sehr. Gerade heute hätte Schlaflosigkeit besser «auf seiner Linie» gelegen. Er sah hinaus: Lichter auf beiden Seiten! Er zog die Taschenuhr: dreiviertel zwei. Also Paris! Häuserschatten, Bahngeleise. Zwischen zwei hohen schwarzen Wänden war auf einmal der Himmel von tausend bunten Punkten erfüllt; eine Rakete sauste quer durch sie hindurch, während grüne Sterne von allen Seiten herniedersanken. Da schlug der Blick wieder auf die hohe schwarze Wand —, beinahe schmerzhaft. Es wurde sicher ein Fest auf der Ausstellung abgehalten, das gerade ein Feuerwerk beschloss.

Der Herr, der ihn soeben ans Bein gestossen hatte, stellte seinen Koffer vor sich hin. Ach so, was mochte die junge Dame tun? Sie sah zu der älteren Dame empor, die vor ihr stand und sich den Mantel zuknöpfte. Die beiden wechselten ein paar Worte, die Perrier nicht verstand. Doch, ein einziges Wort verstand er: Mama. Jetzt fand Perrier, dass ihm das schon längst klar geworden war. Er sagte zu einem Mitreisenden, dass man immer noch früher angekommen sei, als er gefürchtet habe. Mit dieser Bemerkung hatte er sich wieder gefunden. Das alberne Spiel bewundernden Schielens nach den südamerikanischen Damen war zu Ende.

Immer mehr Licht drang herein. Man unterschied bereits die Gesichter von Leuten, die draussen bereitstanden, und in den Zug hineinsahen. Kofferträger sprangen aufs Trittbrett. Der Zug hielt. Perrier sass der Tür am nächsten, durch die man aussteigen musste. Er ergriff seinen kleinen Koffer, sagte so unfreundlich, wie es Leuten gebührt, die man nie wiedersieht: «Guten Abend, meine Herren und Damen!» und verschwand.

Das Abteil war längst von den übrigen Reisenden verlassen worden, als die beiden südamerikanischen Damen immer noch mit dem Zählen und Ordnen ihres Gepäcks beschäftigt waren. Sie warteten auf den Träger, der versprochen hatte, sich um das grosse Gepäck zu kümmern. Zu jener Zeit gab es, wie es in England heute noch Brauch ist, auf der Bahn keine Quittungen für ausgeliefertes Gepäck; ein Koffer trug einen Namen, unter dem er am Reiseziel wieder verlangt wurde, und war im übrigen der Redlichkeit des Gepäckschaffners anvertraut.

Der Träger kam zurück, er habe alles durchgesehen, aber das Gepäck der Damen nicht gefunden.

«Vielleicht haben Sie unseren Namen nicht richtig verstanden», sagte die ältere Dame.

«Madame Vargas», erwiderte der Träger. «Da sind wir an schwierigere Namen gewöhnt. Der Gepäckschaffner sagt, dass man viele Stücke in Le Havre zurücklassen musste, um den Zug nicht noch länger aufzuhalten. Sie werden mit dem Frühzug geschickt.»

«Nehmen wir eine Droschke», sagte Frau Vargas. Der Träger lud sich Handkoffer, Mäntel und Decken auf, ging vor den Damen her, den Bahnsteig entlang. Einmal wandte er sich um: «Hoffentlich gibt es noch eine!»

Der Bahnsteig war schon beinahe wieder leer. Die grosse Verspätung des Zugs hatte die Leute bewogen, sich so rasch wie möglich auf den Weg in ihre Wohnungen zu machen. Die Neugierigen, die zu günstigerer Stunde die Ankunft eines Zuges wie eine Theatervorstellung geniessen und über die Ankommenden ihre meist spöttischen Bemerkungen machten, hatten sich ebenfalls schon verlaufen. So kam es, dass die beiden Damen unbemerkt und beinahe als die letzten, ihrem Gepäckträger folgend, die Bahnhoftreppe herunterkamen. Sie gingen durch die Halle der Billettschalter, wo gerade ein Mann jede zweite Lampe auslöschte. Scheuerfrauen begannen die Treppe mit Wasser zu besprengen und sie zu kehren.

Als die beiden Damen ins Freie traten, nahm die Tochter den Arm ihrer Mutter: «Paris!» Der Platz vor dem Bahnhof war leer. In einigen Cafés an den Ecken der gegenüberliegenden Strassen brannte noch Licht. Der Schein von Gaslaternen drang in das Laubwerk hoher, schmaler, müde aussehender Platanen und schien sie zu paralysieren. Alle Fenster waren dunkel. Ein kräftiges Mädchen in einem grün und schwarz gestreiften Rock über weiter Krinoline kam etwas schwankenden Schrittes aus einer Seitenstrasse, und setzte sich auf die Terrasse eines Cafés. Der Kellner, in langer weisser Schürze, schien sie zu kennen, denn er gähnte freundlich, als er sich zu ihr niederbeugte.

«Früher war das alles ganz anders», sagte die Mutter. Der Träger hatte das Gepäck der Damen in die Droschke geschichtet. Als er ein gutes Trinkgeld erhalten hatte, sagte er, dass er seinen Bruder in Südamerika habe, dem es dort gut gehe.

Die Mutter machte eine müde, ungeduldige Bewegung, die Damen stiegen ein, die Droschke fuhr los. Es roch nach neuem Leder.

«Mama», sagte das junge Mädchen. Die Mutter antwortete nicht.

«Mama . . .» Die Mutter sah sie an.

«Ich glaube, du freust dich nicht, dass wir angekommen sind», fuhr das junge Mädchen lebhafter fort.

«Doch, ich freue mich . . . aber ich bin müde . . . was wolltest du sagen?»

«Nichts Wichtiges.»

«So sage es doch, ich bitte dich!»

Die Tochter wunderte sich kaum über die Ungeduld ihrer Mutter. Es war auf Reisen, solange man nicht am Ziel angekommen war, immer recht schwierig mit ihr gewesen. Sie pflegte Gefahren, Unannehmlichkeiten, Betrügereien überall zu befürchten. So leicht es ihr möglich war, sich in einer neuen Umgebung einzurichten, sich ihr anzupassen, so grosse Pein bereitete ihr der Uebergang von der einen Umgebung zur andern. Wahrscheinlich befürchtete sie im Augenblick, dass von der Droschke ein Rad abgehen könnte; die Tochter wollte also das Schweigen nicht noch länger werden lassen und sagte unbekümmert: «Du wirst sehen, es ist wirklich nichts Wichtiges. Ich weiss nicht, ob du gehört hast, was die beiden Herren neben mir gesprochen haben. Wahrscheinlich nicht. Ich meine, sie sagten, dass es am Bahnhof immer nur alte Droschken gäbe, und unsere ist ganz neu.»

«So?» fragte die Mutter.

«Man riechtes, so riecht nur frisches Leder.»

«Ach so?» sagte die Mutter.

Dicht vor sich, linker Hand vom Kutschbock, hatten die beiden Damen eine Wagenlaterne, die nicht gerade strahlend brannte. Die Laterne rechter Hand war bereits ausgegangen. Auch die Strassenlampen warfen wenig Licht in das Innere der Kutsche. Die beiden Damen konnten sich gegenseitig kaum erkennen. Der Wagen rumpelte gleichmässig, das Pferd schlug gleichmässig mit den Hufen, die Federung hob und senkte den Sitz — gleichmässig.

Da bog die Droschke in eine grosse Strasse ein. Auf der einen Seite war sie von einem hohen Gitter begrenzt, hinter dem Baumschatten aufragten, auf der andern von Häusern, die alle einander zu gleichen schienen. Das Trottoir führte nicht, wie in den übrigen Strassen, durch die man soeben gefahren war, an diesen Häusern entlang, sondern es lief unter hohen und edlen Arkaden hindurch. In den Bögen hingen grosse, von funkelnden Messingstäben zusammengehaltene Lampen. Wagen fuhren vor, Herren im Frack und Damen in hellen, glänzenden Kleidern stiegen aus, und verschwanden unter den Arkaden. Ein Schutz-

mann ging vorüber, er schien zufrieden, als habe er in dieser Strasse weder etwas zu fürchten, noch etwas zu tun.

Da hielt die Droschke, genau in der Mitte vor einem der Bögen. Der Kutscher knallte mit der Peitsche. Ein Mann in Hemdärmeln, der eine lange grüne Schürze umgebunden hatte, kam aus einer grossen offenen Tür im Hintergrund der Arkade und öffnete die Wagentür. Er sagte «Guten Abend», sonst nichts, und wartete. Frau Vargas wartete ebenfalls. Ihre Tochter fragte schliesslich zögernd: «Hôtel Royal?» Der Mann in Hemdsärmeln versicherte, dass er zu Diensten der Damen sei. Das junge Mädchen stieg aus, der diensteifrige Mann nahm ihr Mäntel und Decken ab. Der Kutscher war heruntergeklettert und begann das Gepäck aus dem Wagen zu holen, ehe Frau Vargas ausgestiegen war. «Willst du nicht . . .» fragte die Tochter.

Die Mutter reichte ihr die Handtasche heraus: «Willst du nicht erst den Kutscher bezahlen?»

Das junge Mädchen nahm die Handtasche nicht. «Du hast mir ja in der Bahn alles Geld gegeben, das wir in Le Havre gewechselt haben.» Die Mutter seufzte und versank wieder im Dunkel der Droschke. Das Mädchen bezahlte, was der Kutscher verlangte, liess sich eine gute Nacht wünschen und streckte beide Hände in das Innere der Droschke, um endlich ihre Mutter herauszuziehen. Sie wunderte sich, dass die Mutter sich so schwer auf sie stützte. Der Hausdiener hatte inzwischen einen Teil des Gepäcks in das Hotel getragen, die Droschke rollt davon —, die beiden Damen standen allein auf dem Pflaster von Paris, unter den Arkaden der Rue de Rivoli. Da kam ein Bursche von vierzehn oder fünfzehn Jahren aus der geöffneten Tür gesprungen, fröhlich und eifrig, rückte er an der bunten Mütze, die er auf dem glattgestrichenen Haar trug, bückte sich nach dem Rest des Gepäcks, richtet sich wieder auf, sagte: «Guten Abend, meine Damen» und wurde rot.

«Wir gehen hinein», sagte Frau Vargas und nahm den Arm ihrer Tochter. Durch die weit offene Glastür traten die beiden Damen in ein Vestibül, das mit hellgrünem Seidenstoff ausgeschlagen war, und an dessen Wänden eine grosse Menge von Sesseln standen, die alle mit rotem Samt bespannt waren. Von diesem Vorraum führten zwei Stufen in eine ebenfalls nicht sehr geräumige Halle, die ganz auf gelb abgestimmt war. In ihrer Mitte hing ein übermässig grosser Kronleuchter aus Kristall. An den Wänden standen bequeme Sofas, auf denen einige Leute in einer Haltung sassen, als sei das, was sie am vergangenen Tag erwarteten, immer noch nicht eingetreten, und als seien sie deshalb gezwungen hier zu sitzen. Beim Eintreten waren die Damen für einen Augenblick auf der Schwelle stehengeblieben, als müssten sie überlegen, wohin sie sich wenden sollten, und dieser Augenblick hatte genügt, dass das junge Mädchen das ganze seltsam nächtliche, seltsam ungewohnte Bild in sich aufnahm. Die Mutter schob sie jetzt auf einen Sessel zu, setzte sich und sagte: «Du weisst ja, was du zu tun hast.»

Das hatte die Mutter noch nie gesagt. Im Gegenteil, wenn sie zusammen in Südamerika gereist waren, hatte die Mutter immer behauptet, sie sei zu nichts nütze, und man könne ihr nicht einmal die Bestellung eines Zimmers überlassen. Das junge Mädchen sah sich um. In der Ecke des Vestibüls befand sich ein Tisch, auf dem Bücher und Papiere lagen. Darüber, an der Wand, hing ein Schlüsselbrett. Ein älterer Mann in einem auffallend langen Rock war aufgestanden und beugte sich über den Tisch, als erwarte er, nun endlich angeredet zu werden. Auf ihn ging das junge Mädchen zu. Aber noch war sie keine drei Schritte gegangen, als die Mutter rief: «Igna!»

Die Tochter wendete sich ruhig um und blieb stehen. «Könntest du dich nicht etwas beeilen?»

«Natürlich, Mama.»

Igna trat an den Tisch des Hotelportiers, aber sie war noch mit der Bemerkung ihrer Mutter beschäftigt, darum sagte sie nichts, nicht einmal Guten Abend. Sie stand unentschlossen da, und guckte mit gesenktem Kopf auf die Prospekte und Stadtpläne, die auf dem Tisch ausgebreitet waren.

«Ich hoffe», liess der Portier vernehmen, «die Damen haben bestellt.»

Igna sah auf. Ein freundliches Gesicht mit einem grauen Knebelbart lächelte sie pflichtgemäss an. «Natürlich», sagte sie.

«Auf welchen Namen bitte?» fragte der Portier und schien aufrichtig erleichtert.

«Frau Françoise Vargas aus Rio de Janeiro. Ein Zimmer mit zwei Betten. Die Dampfergesellschaft hat es bestellt.» Der Portier schlug ein Buch auf und schüttelte den Kopf.

«Aber man hat es uns versprochen!» beharrte Igna.

«Das ist unverzeihlich», murmelte der Portier.

«Mama», rief Igna zu ihrer Mutter hinüber, «die Dampferleute haben das Zimmer nicht bestellt.»

«Lass dir ein anderes geben.» Frau Vargas hatte dies so leise gesprochen, dass Igna raten musste, was gemeint war. «Geben Sie uns bitte ein anderes Zimmer», sagte sie etwas ungnädig.

«Das ist es, was ich die ganze Zeit gefürchtet habe», entgegnete der Portier bekümmert. «Nicht bestellt! Woher soll ich zu dieser Nachtstunde ein Zimmer nehmen? Nichts ist mehr frei! Nichts!» In diesem Augenblick begann ein Trio in einem Raum, den man vom Vestibül aus nicht sehen konnte, sehr langsam einen Wiener Walzer zu spielen. Von nebenan aus dem gelben Salon kamen ein Herr und eine Dame. Sie waren sehr blass, sahen sich gegenseitig nicht an, sahen niemand an. Der Herr trat an den Tisch des Portiers, klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers darauf und bekam einen Schlüssel ausgehändigt, den der Portier vom Brett abhakte. Dann murmelte der Portier etwas, und die beiden hageren Gestalten stiegen langsam die Treppe hinauf, die unmittelbar hinter dem Vestibül emporführte.

Igna hatte sich ihrer Mutter zugedreht, teils auf die Musik gehört, teils sich über das traurige Paar gewundert. «Mama, hörst du die Musik?»

«Wir gehen nach oben, mein Kind.»

«Aber ...» sie stockte. Nein, das konnte sie ihrer Mutter nicht sagen! Die Worte des Portiers hatten nichts anderes bedeutet, als dass sie in diesem Hotel nicht unterkommen konnten, dass sie hinaus mussten, herumlaufen, suchen ... «Das ist ganz unmöglich, Monsieur, Sie können uns jetzt nicht auf die Strasse werfen. Meine Mutter ist sehr müde.»

«Vielleicht ist nebenan etwas frei», antwortete ihr der Portier. «In dieser Strasse gibt es viele Hotels.»

«Ich kann Mama —» sie verbesserte sich: «ich kann meiner Mutter unmöglich zumuten —»

«Wenn Sie wüssten, wie ausserordentlich peinlich es mir ist, Mademoiselle!» Der Portier verbeugte sich ein wenig und wandte sich der Wand zu, als erwarte ihn dort eine dringende Beschäftigung. Der Walzer wurde noch immer gespielt, aber so langsam, als wolle er sich selbst zum Einschlafen bringen. Igna stand am Portierstisch, mit dem Gesicht zum Portier, der ihr den Rücken drehte, mit dem Rücken zu ihrer Mutter, der die entsetzliche Wahrheit zu sagen ihr unmöglich war. Sie nahm eine Haltung an, als warte sie bis der Portier etwas gefunden hätte, das er zu suchen versprochen hatte.

Er musste in einer dunklen Ecke, wohl neben der Haustür, gesessen haben, der Bursche, der vorhin beim Hereinräumen des Gepäcks geholfen hatte und jetzt neben dem Portier stand.

«Herr Ernest», sagte er.

«Eh?»

«Fünfundfünfzig?»

Der Portier drehte sich um, als habe sich etwas ereignet. Dann beugte er sich zu dem Jungen hinab: «Steht überhaupt ein Bett drin?»

«Das schon.»

«Ich bitte Sie herzlich», sagte Igna.

«Mademoiselle kennt das Zimmer nicht, auf das mich der Junge aufmerksam macht. Es ist kein Zimmer. Für gewöhnlich werden Wäschekörbe darin abgestellt. Neulich hatten wir einen ähnlichen Fall wie den Ihren. Ein Herr brauchte Unterkunft nur für ein paar Stunden. Da haben wir ein Bett hineingestellt. Man kann es niemandem anbieten.»

«Ich bitte Sie sehr herzlich», sagte Igna.

«Es wird schon gehen», und der Junge klopfte dem Portier auf den Arm.

«Du kannst das schwerlich beurteilen!» Dann wendete sich der Portier wieder Igna zu. «Das Zimmer hat nicht mal ein Fenster, es war niemals zur Benutzung durch unsere Gäste gedacht.»

«Lassen Sie bitte gleich das Gepäck hinaufbringen.» Sie lief zu ihrer Mutter hinüber. «Mama, das Zimmer ist nicht sehr schön ...»

«Ich kann überall schlafen. Warum dauert es nur so lange?»

Igna lief zum Portier zurück. Auf ihrem Weg musste sie einen Augenblick stehenbleiben, um nicht mit ein paar Gestalten zusammenzustossen, die in schwarzen Samtjacken, einen Violinkasten oder ein Notenbündel unter dem Arm, eilig und wie verstört das Vestibül durchquerten und unter der Haustür nach verschiedenen Richtungen ohne ein Wort, ohne einen Gruss auseinanderstrebten. Das mussten die Musikanten sein ... richtig, die Musik hatte aufgehört ... sie war wohl wirklich eingeschlafen ... und Igna hatte es nicht gemerkt! Als sie wieder vor dem Portier stand, sagte sie: «Meine Mutter will das Zimmer sehr gern nehmen.» «Ich habe noch nicht erwähnt», und als er das aussprach, verbeugte sich der Portier leicht, «dass in Nummer 55 beide Damen unmöglich Platz finden können —»

«Ich will gern auf einem der Sofa nebenan schlafen», sagte Igna flehentlich.

(Fortsetzung folgt)